

6

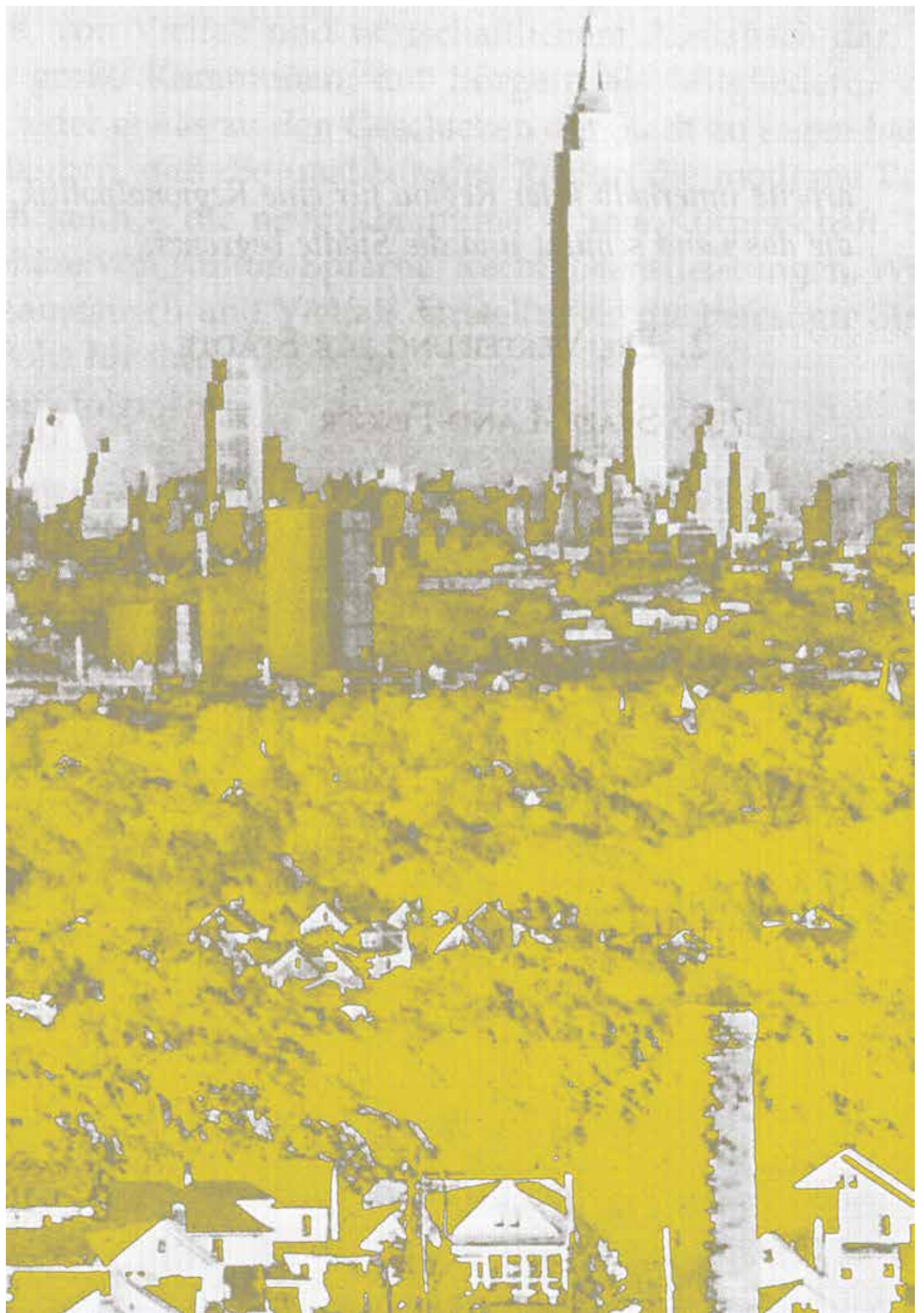
2018

der architekt

Bund Deutscher Architekten BDA

funktion

grundlagen der architektur III



Uwe Schröder

Architektonische Phantasie

Fünf Überlegungen zur Funktion von Architektur und Stadt

Architektonische Phantasie wäre demnach das Vermögen, durch die Zwecke den Raum zu artikulieren, sie Raum werden zu lassen; Formen nach Zwecken zu errichten. Umgekehrt kann der Raum und das Gefühl von ihm nur dann mehr sein als das arm Zweckmäßige, wo Phantasie sich in die Zweckmäßigkeit versenkt.¹

Zwar wollte die Architektur – entgegen ihrer Anlagen – von Beginn an ihrer theoretischen Aufzeichnung immer schon eine andere, wollte „Kunst“ sein, aber erst im Verlauf der architektonischen Modernisierung konnte das Autonomiebestreben radikal vorangetrieben und weitgehend durchgesetzt werden: In der Moderne wählt die Architektur den Übergang zur Selbstbestimmtheit. Bindungen an Geschichte, an Ort, schlussendlich auch noch an Gesellschaft, werden als „Fremdbestimmungen“ sukzessive verworfen und getrennt. Aber die Fragen nach Identität und Sinn bleiben fortan offen.²

I Sinnhaft

Dass ein Gebäude funktionieren soll, ist eine praktische Forderung, die sich an Entwurf und Bau von Architektur und Stadt richtet. „Funktion“ ist Teil des Objekts und bezieht sich auf einen übergeordneten Zusammenhang, eine Struktur, einen Organismus, ein Ganzes, beispielsweise ein Gebäude. Daher lässt sich die „Funktion“ auch als grundlegende Eigenart des Gebäudes beschreiben.

In Abhebung von den allzu oft synonym angewandten Begriffen, denen des „Zwecks“ oder des „Gebrauchs“, unterhält der Begriff „Funktion“ keine unmittelbare Beziehung zu einem (veranlassenden) Subjekt. Mit anderen Worten: Wenn wir über den Zweck reden, zielen wir auf die „Wohnenden“, wenn wir vom „Gebrauch“ sprechen, meinen wir das „Wohnen“, wenn wir hier aber nach „Funktion“ fragen, dann ist – um im Beispiel zu bleiben – das „Wohngebäude“ unmittelbar angesprochen. „Wohnen“ ist demnach

weder Funktion noch Eigenart des Gebäudes, vielmehr rekurriert das Wort auf den Gebrauch des Gebäudes, allgemeiner noch auf die Verfasstheit der Wohnenden selbst. Dagegen ist „Funktion“ des Gebäudes, das „Wohnen“ (zuerst wohl) räumlich zu ermöglichen – „Wohnen“ einzuräumen – wobei mit „Funktion“ nicht die Räume selbst gemeint sein können, als vielmehr die der Räumlichkeit eines Gebäudes hinterlegten Gebrauchsabsichten, -vorschläge oder auch -anweisungen.³

II Generisch?

Die Modernisierung der Architektur ist von zwei, scheinbar gegenläufigen Prozessen gekennzeichnet: von einer nivellierenden Globalisierung und von einer differenzierenden Individualisierung. Die Architektur hat auf beide Herausforderungen angemessen und vor allem maßstäblich zu reagieren: auf das Globale mit Aufmerksamkeit für das Lokale – als eine Architektur der Orte; auf das Individuelle

Zweck: Ferdinand Kramer, Türdrücker, 1925,
Foto: Christos Vittoratos
(CC BY-SA 3.0)



mit Aufmerksamkeit für das Generelle – als eine Architektur der Gesellschaft. Auch diese Überlegungen von einer an Ort und Gesellschaft gebundenen Architektur lassen sich über einen „erweiterten“ Begriff der Funktion dem Gebäude einschreiben.

Mit funktionsoffenen Konzepten weist die gegenwärtige Architektur dagegen eine Tendenz auf, nach der verschiedene Funktionen vereinheitlicht und zu einer Einheitsfunktion zusammengezogen werden. Über strukturelle Angleichung der inneren Räumlichkeiten leistet das Konzept einer „generischen Funktion“ vor allem einen entscheidenden Beitrag zur Detypologisierung der Architektur. Unterstellte man hier noch eine Entsprechung von innerem Raumwerk und äußerer baulicher Gestalt, so wäre eine zunehmende Angleichung der Phänotypen die unvermeidbare Folge. Liegt aber eine solche Entsprechung erst gar nicht vor, eröffnet schon die innere generische Disposition den Spielraum für eine individualisierte äußere Gestaltung. In dem einen wie in dem anderen Fall zeigt sich eine Tendenz, die der Erkennbarkeit, „Lesbarkeit“ und Verortung von charakteristischen baulichen Repräsentationen kultureller und gesellschaftlicher Bindung entgegenwirkt: Generische Architekturen räumen konvergente Orte ein.⁴

Raum: Straße in Venedig,
Foto: Christos Vittoratos (CC BY-SA 3.0)



III Porös!

Wände sind in aller Regel zweiseitig raumwirksam. Sie verlaufen zwischen unterschiedlichen Räumen, zwischen drinnen und draußen, zwischen innen und außen, zwischen Zimmern und Wegen, zwischen Häusern und Straßen, zwischen Innenräumen und Außenräumen, zwischen Stadt und Land. Wände schließen ein und aus. Über Öffnungen treten die Räume zu beiden Seiten der Wand in Verbindung. Über das Fenster tritt das Zimmer des Hauses mit der Straße oder dem Garten in Verbindung, über die Tür das eine Zimmer mit dem anderen. Öffnungen sind selbst auch Räume, je dann, wenn sie den Aufenthalt der Wohnenden innerhalb der Wand räumlich ermöglichen: in der Tür, im Fenster, in der Nische. Die Öffnungen geben die Dicke der Wand preis, die wiederum nicht nur mit Schwelle, Laibungen und Sturz in einem proportionalen Verhältnis zum Raum der Öffnung selbst stehen, sondern in gleicher

Weise auch zu den außen wie innen anschließenden Räumen. Hier im Besonderen hat sich die Architektur als Raumkunst der Grenze und des Übergangs zu erweisen.

Zwischen den Räumen der Stadt und des Hauses vermittelt die Räumlichkeit der Wand. Mit der Raumgestaltung der Öffnung sucht die Architektur – nach dem Prinzip der Ähnlichkeit – die Entsprechung zwischen der räumlichen und der gesellschaftlichen Verfasstheit der Wohnenden herzustellen. So spiegelt sich in der Offenheit und/oder Geschlossenheit der Wand die gesellschaftliche Trennung von öffentlich und privat insofern wider, als das räumlich Offene in seiner architektonischen Bedeutung auf das gesellschaftlich Öffentliche hinweist. Und schon allein das Maß der Öffnung weist räumlich oder über das Dekor symbolisch auf eine Teilhabe an dem jeweils anderen Raum hin.⁵

IV Symbolisch

All die Autonomiebestrebungen in der Architektur, von denen in den Geschichten der Architekturtheorie von Beginn an die Rede gewesen ist, müssen schlussendlich wohl als gescheiterte Absichten angesehen werden, zuletzt auch dasjenige der architektonischen Moderne. Denn die Fragen nach eigener Identität und vor allem aber nach Sinn, hat die Architektur als Disziplin – aus sich selbst heraus – ohnehin nie beantworten können. Wie auch? Und: Warum auch? Architektur ist, schlicht gesprochen, (nur) „Mittel zum Zweck“, und, um der hier innewohnenden Hierarchie Nachdruck zu verleihen, folgt noch die gewohnte Redensart nach: „Der Zweck heiligt die Mittel“.

In der Architektur stellt sich dieser Sachverhalt meines Erachtens als zweifache Relation dar: Zweck – Raum – Form. Mit Raum und Räumen weist die Architektur unmittelbar auf Gebrauch und Zweck hin, also, um im Beispiel zu bleiben, auf das Wohnen und

Form: Christian Kerez,
Incidental Space,
Schweizer Beitrag zur
Architekturbiennale
2016, Foto: David
Kasperek



die Wohnenden. Architektonischer Raum ist hier der Raum des Wohnens, ist Wohnraum, zwar ist er daher nicht mit dem Wohnen gleich, aber in gewisser Weise ähnlich, der Raum ist Sinnbild oder Symbol des Wohnens. Um diesen Raum als einen solchen erscheinen zu lassen, bedarf es immer erst der Form, der materialen Form als Böden, Wände und Decken. Nicht aber kommt deshalb die Form vor dem Raum, stets ist zuerst eine Vorstellung vom Raum vorhanden. Der architektonische Raum ist der architektonischen Form entlehnt und dennoch ist die Form nur Sinnbild, nur Symbol des Raums. Form ist nur Form des Raums, sowie Raum nur Raum des Wohnens ist. Die Form (Matrize) zeigt sich daher als Gepräge des Raums (Patrize), nach innen wie nach außen, Raum dagegen als Gepräge des Zwecks. Erst diese „Symbolisierung des Symbols“, die als doppelte Repräsentation räumlich und formal wirksam wird, bringt Architektur und vor allem Stadt hervor.

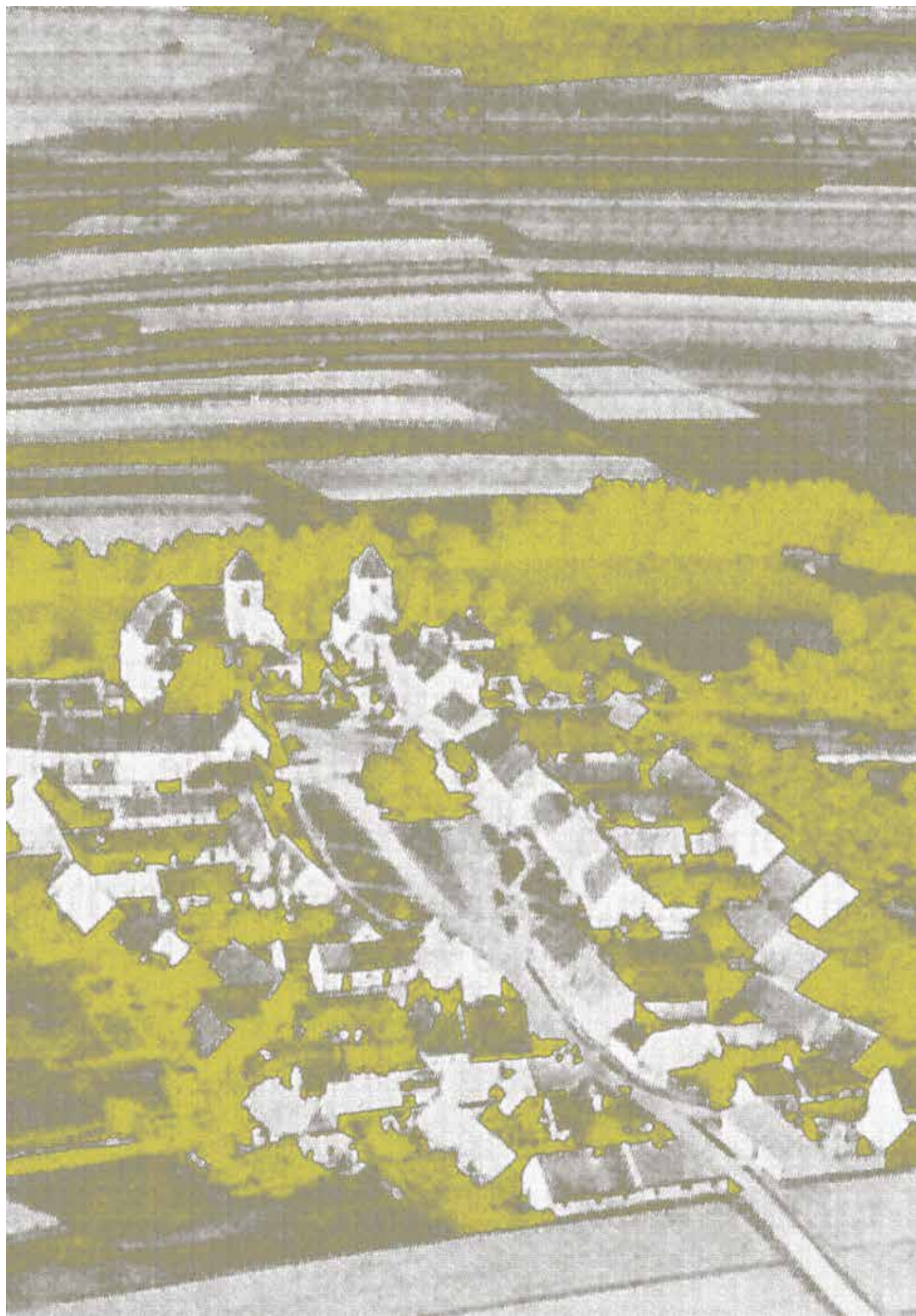
V Ideell

Jeder Entwurf ist ein idealistisches Projekt, erdacht für eine Welt, die wiederum ein idealistischer Entwurf ist: nur eine Vorstellung. Das architektonische Denken (wie ich es nenne) geht auf ein und demselben Weg in beiden Richtungen voran. Ideen werden auf die Architektur übertragen und mittels der Architektur werden Ideen erkannt. Beide Vorgänge setzen eine wechselseitige Transkription voraus, um von der einen auf die andere Seite zu gelangen. Ein Ereignis, beispielsweise ein Fest, führt zu einem architektonischen Raum, zum Beispiel einem Saal. In gleicher Weise gibt der Saal auch dann noch Auskunft über das Fest, wenn es längst vorüber ist. In der einen wie in der anderen Richtung beschreibt der Vorgang der Transkription das Entwerfen selbst und stellt den Entwurf als idealistische Annahme vor: von Architektur und von Welt Anstelle der Form tritt der volle Begriff des Raums, anstelle des Bilds der synästhetische Begriff der Atmosphäre. Um wie viel leichter fällt es uns jetzt, das Ereignis unmittelbar mit dem Raum, das Fest mit dem Saal wechselseitig zu verbinden – und auch die Ähnlichkeit zwischen beiden zu erkennen. Wir sind dabei nicht allein auf das distanzierte Auge angewiesen, sondern verlassen uns ganz auf unser Gefühl...⁶

*Prof. Dipl.Ing. Uwe Schröder (*1964) studierte Architektur an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen und an der Kunstakademie Düsseldorf. Seit 1993 unterhält er ein eigenes Büro in Bonn. Nach Lehraufträgen in Bochum und Köln war er von 2004 bis 2008 Professor für Entwerfen und Architekturtheorie an der Fachhochschule Köln, seit 2008 ist er Professor am Lehr- und Forschungsgebiet Raumgestaltung der Fakultät für Architektur an der RWTH Aachen. Als Gastprofessor lehrte er an der Università di Bologna (2009 bis 2010), an der Università degli Studi di Napoli „Federico II“ (2016) und am Politecnico di Bari (2016). Uwe Schröder ist Mitglied des Redaktionsbeirats dieser Zeitschrift.*

Anmerkungen

- 1 Adorno, Theodor W.: Funktionalismus heute (1977), in: Ders.: Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden, Band 10.1., Frankfurt/Main 72018, S. 375-395.
- 2 Schröder, Uwe: Déjà-vu. Orte der Architektur, in: *der architekt* 3/17, ort. Grundlagen der architektur I, S. 18-21.
- 3 „Funktion“ ist auch Thema der 3. Aachener Tagung Identität der Architektur am 24. und 25. Januar 2019 im Foyer der Architekturfakultät der RWTH Aachen University: <http://ida.rwth-aachen.de/>.
- 4 Zum Phänomen konvergenter Orte s.: Schröder, wie Anm. 2.
- 5 Schröder, Uwe: Die Wand. Grenze der Architektur. Architektur der Grenze, in: *der architekt* 4/16, die wand. grenze der architektur – architektur der grenze, S. 18-19 u. 20-25.
- 5 Schröder, Uwe: Drei Lehrer. Vom Wert der Theorie für den architektonischen Entwurf [Typoskript], Köln 2018 (im Erscheinen).



Uwe Schröder und Andreas Denk

Der Sinn der Funktion

Ein Gespräch über Gebrauch, Raum und Form

Zweck sein selbst ist jegliches Tier, vollkommen entspringt es/Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder./Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,/Und die seltenste Form bewahrt im geheimen das Urbild./So ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen,/Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos/Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle/Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung./Auch bewegt sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,/Ganz harmonisch zum Sinne des Tiers und seinem Bedürfnis.

*Johann Wolfgang von Goethe, aus:
Metamorphose der Tiere, 1806*

Andreas Denk: Der Funktionsbegriff, wie wir ihn heute verwenden, hat im Laufe seiner historischen Genese einige Wandlungen erfahren. Über weite Teile des 19. Jahrhunderts hing er wesentlich mit dem Begriff der Morphologie zusammen.

„Funktion“ war also begrifflich der Biologie entlehnt. Am besten kann man das in Goethes Elegien über „Die Metamorphose der Pflanzen“ und „Die Metamorphose der Tiere“ sehen. Goethe erklärt die Komplexität organischer Körper als spezifische Umwandlung einer einfachen Grundform: Jeder Teil einer Pflanze, jedes Körperglied eines Tieres sei so beschaffen, dass es geeignet und notwendig ist, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen oder eine bestimmte Handlung auszuführen. Entsprechend der Qualität oder Varianz von notwendigen Wirkungen oder Handlungen gibt es unterschiedliche Organe, die sie ausführen. Mit jedem Schub, den die Anforderungen an die jeweilige Pflanze oder Lebewesen machen, verändert sich der Anspruch an das ausführende Glied oder Organ und entsprechend verändert es seine Form.

Uwe Schröder: Wenn wir das auf Architektur übertragen wollten, wäre das eine

Vorstellung, bei der Form und Sinnstiftung noch eine Einheit gebildet haben – in der Kopplung der Begriffe eben Funktion. Dieser Begriff einer zusammenfassend gedachten Morphologie ist uns abhanden gekommen. Die morphologischen Schulen, die sich mit Beginn der 1960er Jahre gründeten – beispielsweise ausgehend von den Arbeiten von Aldo Rossi in Italien, aber auch Oswald Mathias Ungers in Deutschland haben sich zwar stark auf den Begriff der Morphologie gestützt. Aber sie verstehen ihn nicht mehr aus der Funktion heraus, sondern sehen unter diesem Begriff lediglich eine Klassifikation der Form. Allenfalls, so beispielsweise Rossis Annahme, hätte sich all das, was Formen hervorgebracht hat, in gewisser Weise als Sediment in der Form selbst abgelagert. Es wird nicht mehr – anders als Goethe es tut – nach dem hervorbringenden Grund gefragt. Deswegen ist die morphologische Schule, die bis heute wirksam ist, nurmehr zu einer rein formalistischen Betrachtung der

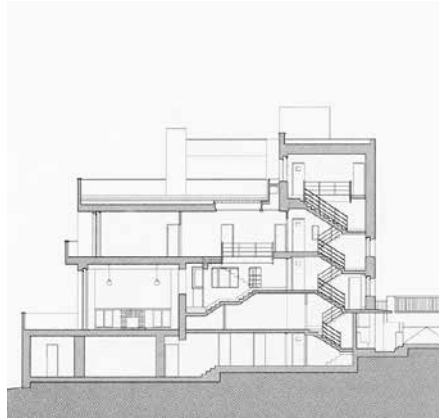
Adolf Loos,
Haus Müller, Prag,
Tschechien 1930,
Schnitt, Abb.: Archiv

Adolf Loos,
Haus Müller, Prag,
Tschechien 1930,
Schnittmodell,
Foto: DAM

Architektur und der Stadt geschrumpft, die nicht mehr nach dem Sinn und der Herkunft der Formen fragt.

Andreas Denk: Die allein formal argumentierenden Entwicklungsketten in der Architektur, die eine gewissermaßen graphische Evolution des formalen Kanons annehmen, um Gegenwart und Zukunft der Formgebung zu begründen, sind das eine Problem. Die Verbannung des Funktionsbegriffs aus dem Wortschatz ist das andere: Es bedarf wohl einer Befreiung des Verständnisses von „Funktion“ aus der ideologisch überhöhten Nähe zum Funktionalismus. Vielleicht ist ein Ausweg aus der Krise des Funktionsbegriffs, wenn wir ihn und seine Determinanten an die vormoderne Vorstellung der romantischen Wissenschaft zurückbinden, die von einer viel stärkeren Übereinstimmung von Gestalt, Zweck und Bedeutung ausgegangen ist als die Architektur im 20. Jahrhundert, bei der die Funktion durch ihre einseitige Interpretation von ihrer metaphernhaften Repräsentation losgelöst worden ist.

Uwe Schröder: Wir müssen das nicht an die romantische Wissenschaft zurückbinden. Wir dürfen nur nicht mehr davon ausgehen, dass Architektur die Fragen nach der Form und dem Raum aus sich selbst heraus beantworten kann. Das ist vielleicht einer der wesentlichen Unterschiede, die wir – in der Abgrenzung zur Kunst – bei der Architektur annehmen müssen: Nämlich, dass sie Formen und Räume hervorbringt, die aus bestimmten Bedürfnissen resultieren. Anders als in der Kunst sind Formen und Räume in der Architektur zweckhaft. Das heißt, dass erst der Zweck und der Gebrauch dauerhafte Formen und Räume in der Architektur begründen können.



Andreas Denk: Wir sollten die Begriffe schärfen. Der Begriff des Zwecks, wie Sie ihn gerade verwendet haben, meint schon den „höheren Zweck“, die bereits mit weiterführender Bedeutung angereicherte Funktion, wie ihn vielleicht auch die Goethezeit verstanden hätte. Mit der Formgebung geht in diesem Verständnis immer auch eine Sinnggebung einher. Der Zweck unterscheidet sich deshalb von der heutigen Begrifflichkeit der Funktion, weil er nicht nur meint, dass eine Form oder ein Raum auf sein Funktionieren beschränkt ist, sondern gleichzeitig immer etwas mehr sein will, indem er voraussetzt, dass Form oder Raum metaphorisch sind, also mehr als nur ihre bloße Form bedeuten.

Uwe Schröder: Das will ich hinterfragen, indem ich die Begriffe weiter trenne. Der Begriff des Zwecks ist existentiell auf den Menschen bezogen. Der Mensch und sein Dasein ist stets der letzte Zweck, auf den sich Stadt und Architektur beziehen und der dort seinen Ausdruck findet. Von der bloßen Existenz könnten wir auf eine höhere Ebene gehen, die dann, zum Beispiel bei Heidegger, als Wohnen beschrieben

wird. Das Wohnen ist eine besondere Existenzweise des Menschen.

Demgegenüber haben wir den Begriff des *Gebrauchs*, der eine Kulturleistung beinhaltet, nämlich das Wohnen selbst, während wir den Begriff der *Funktion* in der Architektur nur als etwas vorfinden, was dem Gebäude angelagert ist. Diese drei Begriffe benennen jeweils etwas Unterschiedliches. Zum Beispiel ist das Wohnen keine *Funktion* der Architektur, sondern es beschreibt den *Gebrauch*: Genau genommen ist die *Funktion* eines Gebäudes das Wohnenlassen. Die *Funktion* ist eine räumliche und formale Gestaltung des Gebäudes, die bestimmte Vorstellungen und Absichten abbildet, dem Gebäude hinterlegt und erst in dieser Weise das Wohnen, also seinen zweckhaften Gebrauch ermöglicht. Die Funktion eines Gebäudes ist eine ihm hinterlegte Absicht im Sinne einer Gebrauchsanweisung.

Andreas Denk: Diese sorgfältige Unterscheidung ist im frühen 20. Jahrhundert offenbar verlorengegangen. Der Funktionsbegriff, wie er im 20. Jahrhundert, beispielsweise von Walter Gropius oder Adolf Behne im Sinne des „Funktionalismus“

Adolf Loos,
Haus Müller, Prag,
Tschechien 1930,
Foto: Archiv



verwendet wurde, zielte entweder auf einen ästhetischen Ausdruck der Architektur durch ihre Struktur und ihre strenge Reduzierung auf die Funktion oder sogar auf eine radikale Verweigerung des ästhetischen Aspekts der Architektur. Die Überbetonung des pragmatischen Aspekts der Funktion gegenüber ihrem ideellen, der auch ästhetische, repräsentative und kommunikative Teilaspekte besitzt, hat zu einseitigen Entwicklungen und Auffassungen darüber geführt, was in der Architektur mit „Funktion“ gemeint ist. Die Postmoderne hat als Gegenreaktion auf diese einseitig materialistische Interpretation das Gegenteil versucht, nämlich die Definition der Architektur allein über ihren zeichenhaften Aspekt. Es ist, soweit ich sehe, also erforderlich, den pragmatischen und den ideellen Aspekt der Funktion erneut zusammenzuführen. Dies könnte gelingen, indem man den Begriff „Funktion“ von der Form hin zu den architektonischen Räumen verlagert. Die architektonische Funktion ist dann gegeben, wenn der pragmatische Aspekt der Funktion, das bloße „Funktionieren“ eines Raums also, mit dem ideellen Aspekt der Funktion, dem „Repräsentieren“ oder „Darstellen“, in eins fällt.

Uwe Schröder: Der relativ neu verwendete Begriff der Polyvalenz für diese mehrfältige Eigenschaft von Räumen deutet auf eine Eigenschaft des Gebäudes hin, die es in der Architekturgeschichte schon immer gegeben hat. Es ist eigentlich nichts Neues, dass Räume mehreren Ordnungszusammenhängen angehören können. Sie können auf der einen Seite zum Beispiel dem Gebäude selbst zugehören und auf der anderen Seite der Stadt. Bei der Typologie des Palazzos finden wir beispielsweise immer eine polyvalente Raumwidmung vor. Teile dieser Typologie werden immer auch als Erweiterung der Stadt ausgewiesen – nämlich der Hof oder der Festsaal – und sind als solche auch öffentlich gedacht. Zugleich aber sind diese Räume als dem Gebäude selbst und seinen Bewohnern zugehörig angesehen worden. Es handelt sich also um polyvalente Teile der Architektur. Andererseits gibt es gegenwärtig eine Tendenz, den Begriff der Funktion zu vermeiden oder anders zu interpretieren. Es gibt heute vermehrt Experimente, mit funktionsoffenen Strukturen in der Architektur zu agieren. Die Erzeugung funktionsoffener Strukturen meint hier das Zusammenziehen vieler Funktionen zu einer Einheitsfunktion, also zu einer Verallgemeinerung, die versucht, jede spezifische Zueignung und Widmung erst einmal zu umgehen.

Andreas Denk: Das ist den Erfahrungen mit der Nutzung monofunktionaler Gebäude geschuldet, die mitunter in einer sehr kurzen Zeit ziemlich schnell an ihre Existenzgrenze gelangen können. Die Überlegungen von Rem Koolhaas, dass Gebäude grundsätzlich nutzungsneutral sein sollten, um deren rasche und kontinuierliche Umnutzung zu erlauben, ist aus ihrer Zeit heraus verständlich, wenngleich für die Architektur nicht unbedingt vorteilhaft gewesen. Das

richtige Maß zwischen einem spezifischen architektonischen Ausdruck und einer möglicherweise mehrfach wechselnden Nutzung zu finden, ist keine Kleinigkeit...

Uwe Schröder: ...da bin ich mir nicht sicher. Wir erleben es immer wieder, dass bestimmte architektonische Typologien, die in anderen Zeit- und Kulturzuständen entstanden sind, auch heute noch nutzbar sind. Sie können es sein, weil sie in ihrer Grundlage schon generisch genug gewesen sind, um einen Funktionswandel zu erlauben, der einen Wandel des Gebrauchs mit sich führt. Auf der anderen Seite ist es so, dass funktionsoffene Konzepte erst einmal einseitig gedacht sind. Wenn wir unterstellen, dass die Erscheinungsformen der Architektur auch etwas mit ihrem Gebrauch zu tun haben und sich ihre Funktion auch in der äußeren Erscheinung niederschlägt, führt in der Folge gerade die Funktionsoffenheit dazu, dass diese Erscheinungen sich nicht mehr spezifisch darauf beziehen können. Das hat dazu geführt, dass vielfach eine Loslösung von äußerer Erscheinung und innerem räumlichen Kern die Folge gewesen ist.

Andreas Denk: Das ist genau das Problem. Die Weiternutzung von räumlichen Strukturen ist relativ einfach: Man kann alles irgendwie so hinbekommen, dass man es wiederverwenden kann. Wenn sich aber der Gebrauch von Räumen ändert, kann das obsolet sein, was die Architektur äußerlich als zu einer bestimmten Funktion gehörig oder zu einem spezifischen Gebrauch bestimmt kenntlich gemacht hat – beispielsweise die Fassade. Dann umfasst die Hülle einen falschen Kern. Oder andersherum: Der Kern hat eine falsche Hülle. Letzten Endes führt das dazu, dass in den letzten drei Jahrzehnten immer neutralere Gebäudehüllen produziert worden sind, die sich jedem

Uwe Schröder, Galerie-
und Atelierhaus, Bonn
2009–2015, Fotos:
Stefan Müller



Kontext und jeder Nutzungsänderung bedingungslos anschließen, dabei aber zu der Beliebigkeit geführt haben, die in manchen Quartieren zu gehobener Langeweile führen kann, wenn sich Lochfassade an Lochfassade reiht. Das ist der Vorteil und zugleich der Nachteil so vieler Bauten heute: Sie verweigern die Aussage.

Uwe Schröder: Genau. Die Einheitsfunktion, also die Zusammenfassung von vielen Funktionen zu einem kleinsten gemeinsamen funktionalen Nenner oder funktionsoffene Konzepte führen gleichermaßen zu einer rasanten Detylogisierung der Architektur. Detylogisierung führt zur Trennung von äußerer Erscheinung und innerer räumlicher Disposition. Das kann

einerseits dazu führen, dass allein das Äußere der künstlerischen Gestaltung übergeben werden kann und die Natur der Gebäude äußerlich nicht mehr lesbar ist, weil sie so stark individualisiert sind. Andererseits – wenn wir denn der Annahme folgen wollten, dass die äußere Erscheinung etwas mit der inneren Disposition zu tun hat – würde das zu einer Verallgemeinerung und Angleichung der Phänotypen der Architektur führen, was de facto genauso zu einer nicht mehr gegebenen Lesbarkeit der Architekturen und unserer Städte geführt hat. Also: Solche Einheitsfunktionen, solche funktionsoffenen Konzepte führen in der Folge auch zu konvergenten Orten, über die wir anlässlich der Behandlung dieses Themas schon einmal gesprochen haben¹.

Andreas Denk: Die Erzeugung gleicher, nutzungsneutraler Räume mag, ökonomisch gesehen, sinnvoll sein, weil sie einfach umzugestalten sind, und dadurch immer wieder eine neue Inwertsetzung ermöglichen. Das genaue Gegenteil davon hat sich beispielsweise Adolf Loos bei seinem Raumplan gedacht. Im Raumplan ist jeder Raum anders. Durch die spezifische Formatierung legt Loos bestimmte Verhaltensweisen und Gesellungsformen des Menschen nahe, ja, erzwingt sie. Das hochkomplexe Raumgebilde, das dabei entsteht, hat eine weitgehend neutrale Außenhülle bekommen, bei der lediglich die Fenster eine lapidare Aussage darüber treffen lassen, wie das Innere aussieht. So etwas wie der Raumplan ist nicht möglich, wenn die Räume so formatiert sind, dass sie an jede beliebige Nutzung anpassbar sein sollen. Das ist der Verlust unserer Zeit.

Uwe Schröder: Eine solche vollkommene Neutralisierung ist nicht erstrebenswert. Man könnte sich eher überlegen, ob es allgemeingültigere räumliche Strukturen gibt,



die auch in unserer Gegenwart eine Dauerhaftigkeit bergen, weil sie etwas Übergeordnetes betreffen und räumlich beschreiben. Zum Beispiel – eben hatten wir über den Palazzo gesprochen – könnten das Hoftypologien sein. Höfe kommen in sehr unterschiedlichen Gebäuden vor und unterliegen keiner spezifischen Funktion, die dem Gebäude mitgegeben ist, sondern einer höheren und allgemeineren Funktion, die darauf zielt, die Wohnenden zusammenzubringen, sich begegnen zu lassen und Gemeinschaft zu schaffen. Solche Formen, die eine symbolische Ebene haben, sind in unsere gegenwärtige Architektur transponierbar. Wir müssen uns ihrer annehmen, damit wir nicht den kulturellen Ausdruck der Architektur einbüßen.

Uwe Schröder, Galerie-
und Atelierhaus, Bonn
2009–2015, Foto:
Stefan Müller



Andreas Denk: Wir können davon ausgehen, dass es nicht nur in der Stadt, sondern in jedem Gebäude grundsätzlich unterschiedliche Raumtypen gibt, die per se erkennbar machen, ob sie eher für eine allgemeine oder eine individuelle Nutzung gedacht sind. Diese verschiedenen Typen können durch ihr Format und ihre Ausstattung einen Verweis darauf geben, ob es sich um öffentliche, halb öffentliche, halb private oder private Räume handelt, welchem Anspruchsniveau sie entsprechen und wie sie zu verwenden sind. Damit ließe sich Loos vom Kopf auf die Füße stellen: Wir definieren nicht mehr Salon, Ess- oder Arbeitszimmer, sondern verwenden mehr Ehrgeiz auf die Unterscheidung von gemeinschaftlichen und privat zu nutzenden

Räumen im Innen- wie im Außenraum, um sie dauerhaft als solche erkennbar und verwendbar zu machen. So ließe sich zwar jede Nutzung innerhalb eines bestimmten Rahmens verändern, aber die grundsätzliche Widmung jedes Raums und der Folgen von Räumen verbliebe innerhalb des jeweils gesetzten Rahmens: Die Räume eines Gebäudes würden offener, weil sie sich für verschiedene Nutzungen eignen. Zugleich aber würde ihre allgemeine Kodierung als mehr oder weniger private oder öffentliche Räume ihre grundsätzliche Nutzungsart nicht in Frage stellen. Damit würde Loos' extrem spezialisierte, aus ihrer Zeit erklärliche Raumkonzeption neutralisiert und erweitert. Es entstünde ein städtischer, ein gesellschaftlicher Raumplan.

Uwe Schröder: Was noch einmal das Argument deutlich werden lässt, dass wir Architekturen und ihre Morphologien immer zweckhaft zu denken haben. Wir können davon ausgehen, dass bestimmte Zwecke, bestimmte Bedürfnisse, eine bestimmte Kultur des Wohnens zu angemessenen räumlichen Ausdrücken führen und Raumfolgen hervorbringen, die ihnen entsprechen und in denen sich der Zweck im Raum ausdrückt. Das können wir jedoch nicht erreichen, wenn wir versuchen, mit der Architektur eine möglichst hohe Neutralität zu erzeugen. Wir müssen, ganz im Gegenteil, darüber nachdenken, was eine möglichst verallgemeinerbare, aber dennoch der Wohn- und Lebenskultur entsprechende Raumformulierung sein könnte. Und erst *danach* denken wir – jetzt wieder an die Morphologen gerichtet – daran, wie diese Räume entsprechende Formen prägen – und nicht *davor*.

*Prof. Dipl.-Ing. Uwe Schröder (*1964) studierte Architektur an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen und an der Kunstakademie Düsseldorf. Seit 1993 unterhält er ein eigenes Büro in Bonn. Nach Lehraufträgen in Bochum und Köln war er von 2004 bis 2008 Professor für Entwerfen und Architekturtheorie an der Fachhochschule Köln, seit 2008 ist er Professor am Lehr- und Forschungsgebiet Raumgestaltung der Fakultät für Architektur an der RWTH Aachen. Als Gastprofessor lehrte er an der Università di Bologna (2009 bis 2010), an der Università degli Studi di Napoli „Federico II“ (2016) und am Politecnico di Bari (2016). Uwe Schröder ist Mitglied des Redaktionsbeirats dieser Zeitschrift.*

*Prof. Andreas Denk (*1959) studierte Kunstgeschichte, Städtebau, Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Vor- und Frühgeschichte in Bochum, Freiburg i. Brsg. und in Bonn. Er ist Architekturtheoretiker und -historiker und Chefredakteur dieser Zeitschrift und lehrt Architekturtheorie an der Technischen Hochschule Köln. Er lebt in Bonn und arbeitet in Köln und in Berlin.*

Anmerkung

1 siehe *der architekt* 3/17, S. 60ff.

